

Predigt am 18. November 2012 in der Neustädter Hof- und Stadtkirche

Pastorin Martina Trauschke

„Wir sind die Bienen des Unsichtbaren“

Liebe Gemeinde!

Was ist das Himmelreich? Oder das Jenseits? Die Ewigkeit oder der Himmel? Es ist das Reich, das uns jetzt, solange wir leben, nicht zugänglich ist. Darum gibt es nicht wenige unter uns, die es ablehnen, darüber zu sprechen, weil wir im strengen Sinn, im empirischen Sinn nichts darüber wissen können.

Jesus hat darum immer in Gleichnissen von diesem Unsichtbaren und Zukünftigen gesprochen; so in dem gehörten Gleichnis von den Zehn Jungfrauen (Matthäus 25,1-13). Die fünf Jungfrauen, die nicht an das Öl denken, leben in der Haltung: es hat noch Zeit. Wenn es einem im Alltag so geht – es hat noch Zeit, das muß ich jetzt noch nicht erledigen – reicht der Spannungsbogen nicht ganz aus, wenn es sich zeigt, dass diese Zeiteinschätzung nicht richtig war. Es kommt auf diesen Spannungsbogen an. Die anderen fünf Jungfrauen wissen in keiner Weise mehr. Sie haben keine besseren Informationen über das Unbekannte, Unsichtbare. Und doch verhalten sie sich anders. Ihr Atem, ihr Spannungsbogen des Denkens und Handelns reicht über das, was jetzt ist, hinaus. Ihre Erwartung reicht bis ins Unsichtbare, das uns verschlossene Kommende. Ihre Erwartung ist wie die Erwartung eines Bräutigams. Das Verhältnis von Brau und Bräutigam ist das Vergleichsbild, durch das wir als Hörer ein Gefühl für die Stimmung, einen Geschmack davon bekommen, worum es geht.

Diese hohe Erwartung ist uns heute nicht leicht nachzuvollziehen. Wir leben im Hier und Jetzt und das unsichtbare Kommende nach der Grenze des Todes erscheint uns vor allem als ein Verlust all dessen, was hier ist. Ein schmerzlicher Verlust.

Mein Vorschlag heute ist, einem Dichter zuzuhören, der am Beginn des 20. Jahrhunderts starke Vorstellungen vom Unsichtbaren, vom Jenseits, das er aber nie Jenseits nennt, hatte. In einem Brief von 1925 schreibt er:

„Ja... es ist unsere Aufgabe, diese vorläufige, hinfällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, dass ihr Wesen in uns unsichtbar wieder aufersteht. Wir sind die Bienen des Unsichtbaren; wir tragen leidenschaftlich den Honig des Sichtbaren ein, um ihn im großen goldenen Bienenstock des Unsichtbaren anzuhäufen ... Wir sind diese Verwandler der Erde, unser ganzes Dasein, die Flügel und Stürze unserer Liebe, alles befähigt uns zu dieser Aufgabe.“

Diesen Brief hat Rainer Maria Rilke (1875 – 1926) an einen aufmerksamen Leser geschrieben. Er ist ein Kind des frühen 20. Jahrhunderts. Für ihn wie für uns zählt das Sichtbare; die Dinge, die ihn umgeben. Und doch hat er einen Großteil seines dichterischen Werkes dem Zusammenhang von Irdischem und dessen Überschreitung gewidmet. Berühmt sind seine Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus. In diesem Brief nun aus dem Jahr 1925 faßt er diesen Zusammenhang, in dem wir Menschen stehen, in ein Bild: Wir sind die Bienen des Unsichtbaren. Die Bienen sammeln Honig aus allen Blüten zusammen. Wenn ich ein Honigbrot esse, denke ich nicht daran. Ich kann es mir aber bewusst machen wie im Honig die bunteste, verschiedenartigste Blütenfrucht versammelt ist vom Flieder bis zur

Heideblüte. Dann wird der Honig zu einem Konzentrat des Blühens im Sommer in verwandelter Form.

Das ist eins von Rilkes Bildern und vergleichen, die er wählt, um etwas zu sagen über die Dimension unseres Lebens, über die es keine Informationen, kein Wissen gibt. Zwei Momente stecken in dem Bild: Das Zusammentragen aus den Blüten und die Verwandlung. Es ist unsere Aufgabe – so Rilke - : Wir verwandeln die Erde ins Unsichtbare. Unsere tiefsten, uns am meisten berührenden Erfahrungen, wo wir leidend und leidenschaftlich sind, die Flügel und Stürze unserer Liebe, daraus kommt die Essenz für die Verwandlung ins Unsichtbare.

Wie kommt Rilke dazu so von der menschlichen Situation zu reden? Warum war diese Zusammengehörigkeit von Himmel und Erde, von Irdischem und Geistigem so zentral bis dahin, dass die Gestalt des Engels in seiner Dichtung häufig vorkommt. Wieder in einem Brief von 1923 spricht er davon wie ein Erlebnis als junger Erwachsener diesen Zusammenhang ihm aufgeschlossen hat. Es waren zwei Russlandreisen, die er zusammen mit einer Freundin Lou Andreas-Salomé in den Jahren 1899 und 1900 unternommen hat. Lou Andreas-Salomé war in Russland in St. Petersburg aufgewachsen. Mit ihr lernt Rilke die russische Sprache und Geschichte. Sie reisen über mehrere Monate und besuchen unter anderem den greisen Tolstoi. Rilke schreibt:

„Dann aber tat sich mir Russland auf und schenkte mir die Brüderlichkeit und das Dunkel Gottes, in dem allein Gemeinschaft ist. So nannte ich ihn damals auch, den über mich hereingebrochenen Gott, und lebte lange im Vorraum seines Namens, auf den Knien... Jetzt würdest Du mich ihn kaum je nennen hören, es ist eine unbeschreibliche Diskretion zwischen uns ... Das Fassliche entgeht, verwandelt sich, statt des Besitzes erlernt man den Bezug...“

In Russland tut sich ihm eine Frömmigkeit zu Gott auf, die aber gerade nicht einen Bruch mit der Erde voraussetzt. Sondern eher sind es zwei sich ergänzende Reiche, das eine sichtbar, das andere unsichtbar. Menschen haben Anteil an beiden; nicht als Besitz, wie wir die Erde besitzen können, aber im Bezug. So faßt er das Ganze, in dem wir leben. Von seiner Frömmigkeit spricht er lebendig aus sich heraus: der über mich hereingebrochene Gott. So nennt er diese Erfahrung, die sich ihn in und durch Russland auftat. Oft in seinen Gedicht nennt er Gott. Ein Zyklus heißt: Stundenbuch. Vom mönchischen Leben. 1905 wird es veröffentlicht. Eine direkte Frucht dieser beiden Reisen.

Aber dieses Gottesverhältnis wandelt sich. Über sich im Jahr 1923 sagt er, er nennt seinen Namen weniger. Es ist eine unbeschreibliche Diskretion zwischen uns. So spricht er über seinen Bezug zu Gott. Das zweite Gedicht des Stundenbuchs lautet so:

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm
und ich kreise jahrtausendlang,
und ich weiß nicht: bin ich ein Falke,
ein Sturm oder ein großer Gesang.“

So beginnt die Sprache über den Bezug zu Gott, über die Entdeckung des Lebens in dem großen Zusammenhang, der das Sichtbare überschreitet. Es ist ein Prozeß, ein Suchen und

Finden und Weiterkommen. Noch weiß er nicht, wer er dabei ist: ein Falke oder ein Sturm oder ein großer Gesang.

„Daraus, dass Einer dich einmal gewollt hat,
weiß ich, dass wir dich wollen dürfen.
Wenn wir auch alle Tiefen verwürfen:
wenn ein Gebirge Gold hat
und keiner es mehr ergraben mag,
trägt es einmal der Fluß zutage,
der in die Stille der Steine greift,
der vollen.

Auch wenn wir nicht wollen:
Gott reift.“

Das ist eine Sprache über den Menschen und Gott, da braucht es keine Erlösung; es gibt nicht die große Krise der Sünde. Gott reift. Auch wenn wir nicht wollen. Ein großer lebendiger Zusammenhang, der aber nicht sichtbar und nur manchmal erfahrbar ist.

Sie fragen vielleicht: Ist Rilke ein Christ? Ist er ein religiöser Mensch? Ich lese ihn, weil sein Sprechen erschließt, was schwer zu sagen ist. Uns besonders, die wir ganz in den naturwissenschaftlichen Erklärungen leben. Wenn ich Rilkes schöpferischen Bezug zu Gott wahrnehme, werde ich beweglicher im Hören des biblischen Gleichnisses. Die Leidenschaft der Erwartung, die die fünf klugen Jungfrauen in sich haben, wird mir lebendiger durch die Gedichte Rilkes.

Wir sind die Bienen des Unsichtbaren. Es ist gut, im Ganzen zu leben; ausgestreckt auf das Unsichtbare, das Kommende, den Kommenden.